



# Feierabend



## Aus den Tagen dunkler Reaktion.

Von Alfons Bekold.

Alfons Bekold, der große Arbeiterdichter, schildert, wie er, kaum der Schule entwachsen, Kampf und Opfer für den Sozialismus kennen lernte.

Im Verein der jugendlichen Arbeiter war ich zum Schriftführer gewählt worden. Wir junge Burschen beteiligten uns mit einem wahren Feuereifer an der Wahlarbeit und schon seit Wochen waren wir jeden Abend im Vereinslokal zusammengelassen, wo wir unter Anleitung erprobter Kameraden ein Zettelregister aller im Bezirk wahlberechtigten Personen angelegt hatten. In den letzten Tagen der Wahl gingen wir nun paarweise von Haus zu Haus und steckten an jede Tür den Wahlaufruf unserer Partei. Als besonderes Bravourstückchen sahen wir es an, als wir uns eines Abends in den Pfarrhof schlichen und dort den Zettel mit der Aufschrift „Wählet Franz Schuhmeier“ an die Türen klebten. Am Tage der Wahl hätte ich in mir einen feigen Verräter gesehen, wäre ich der Fabrik nicht ferngeblieben, um noch auf der Straße und in den Häusern um Stimmung zu werben. Die meisten meiner jungen Vereinskollegen taten wie ich und wir dachten nicht an die bösen Folgen, die diese politische Mitarbeit für uns haben konnte. Wir hatten uns an dem Tag an einer Kreuzung zweier verkehrsreicher Straßen aufgestellt und verteilten riesige Stöße von Wahlaufrufen, die uns aus einem in der Nähe liegenden Agitationslokal zugefleht wurden. Bis zur Mittagszeit war es uns immer gelungen, den vielen Polizeiaugen zu entgehen, die an dem Tag in ganz Wien Jagd auf die sozialdemokratischen Agitatoren machten. Da, als es eben Mittag schlug und die Straßen voll von heimkehrenden Proletariern waren, saßen mich plötzlich von rückwärts zwei derbe Häute an. Als ich mich umfah, blickte ich in das weinrote Blasenauge eines Sicherheitswachmannes, der mich für verhaftet erklärte. Wäre der Anlaß dazu ein anderer gewesen, wäre ich wohl vor Angst und Scham ohnmächtig geworden. So aber schritt ich in stolzer Befriedigung wie ein Sieger durch das Menschengewühl an der Seite des schnaufenden Wachmannes. Im Polizeihaus des Bezirkes angelangt, wurde ich einem Polizeikommissar vorgeführt, der sich vorerst seine Fingerhol puppe, um dann sein Gesicht in dro-

hende Falten zu legen und den Wachmann mit einem strengen Blick auf mich nach der Ursache meiner Arretierung zu fragen. Der Wachmann gab nun ein langes und breites über mein Verbrechen an und ein Schreiber füllte mit den Angaben zwei große Bogen Papier, was mich sehr wunderte. Nachdem ich nun meine Personalien angegeben hatte, wurde ich von einem anderen Polizeimann in eine Kammer gebracht, wo mehrere Personen wie Türken auf einem schiefen Holzgestell hockten. Die Tür klappete ins Schloß, ein Schlüssel knarrte verdrießlich und ich war wegen Staatsgefährlichkeit eingesperrt. Ich war froh, unter meinen Leidensgefährten einen Bekannten zu finden, der mir mitteilte, daß die übrigen Gefangenen ebenfalls Gefinnungsgenossen waren, die aus gleichen Anlässen hieher gebracht worden waren. Einer von ihnen, der hier Erfahrung zu haben schien, beruhigte uns zaghaft mit der Versicherung, daß wir gewiß noch vor dem Abend wieder freigelassen würden. Die Parteileitung wisse von unserer Verhaftung und interveniere wahrscheinlich wegen unserer Freilassung. Um uns die Zeit zu vertreiben und auch hier unserer Sache noch nützlich zu sein, opferten wir unsere Notizbücher, verblättern sie und schrieben unser „Wählet Franz Schuhmeier“ und ähnliche gute Ratsschläge darauf und warfen sie zu den kleinen vergitterten Fenstern hinaus. So vergingen einige Stunden, ohne daß ich die Haft allzuschwer empfand. Gegen Abend horchten wir mit immer gespannterer Aufmerksamkeit auf die Straße hinaus. Das lebhafteste Wiener Volk feierte seine Wahlfeier zuerst auf der Straße durch Umzüge, und wir hofften, aus dem Lärm und dem Stimmengewirr das Ergebnis der Wahl zu entziffern. Lange war unser Lauschen umsonst. Viele erregte Worte flatterten durch die Luft, aber bis sie unser Ohr erreichten, waren es nur mehr sinnlose Töne. Doch plötzlich war es nun, als lösten sich alle Kräfte in einem einzigen Jubelschrei auf und in gewaltigem Hall brach es herein in unseren Gefängnisraum: „Hoch Schuhmeier, Sieg, Sieg, hoch die internationale Sozialdemokratie!“ Wir fielen uns vor Freude in die Arme, küßten uns und waren nahe daran, vor Erregung zu weinen. Dann begannen wir das „Lied der Arbeit“ zu singen, draußen mußte man uns gehört

haben, denn plötzlich stimmte die Menge auf der Straße in unseren Gesang ein. Kurze Zeit darauf knarrte die Tür des Gefängnisses und der Wärter trat würdevoll zu uns hin: „Bitte zum Herrn Kommissar hinaufkommen“. Dieser teilte uns mißmutig mit, daß wir aus der Haft entlassen seien, daß wir aber, wenn es nach ihm gegangen wäre, ruhig noch ein paar Stunden hätten sitzen können. Ahnungslos ging ich am nächsten Tag an die Arbeit. Ich war eben im Begriff, meine Maschine in Bewegung zu setzen, als ich an das Haustelefon gerufen wurde. Ich sollte zum Direktor kommen. Ich war darüber nicht wenig erschrocken, denn meine Audienz beim Direktor stand meist mit einer Strafpredigt oder gar Entlassung in Verbindung. Die Unterredung dauerte nicht lang. Der Direktor teilte mir in kurzen Worten mit, daß ich mich wegen Teilnahme an den gestrigen Landtagswahlen als entlassen betrachten könne. Auf Kündigungsfrist hätte ich keinen Anspruch, weil ich trotz des Verbotes einem sozialdemokratischen Verein angehörte. Im ersten Moment fing alles um mich herum an sich zu drehen. Ich fühlte den tranken Körper meiner Mutter sich an den meinen lehnen — fiel ich, so fiel auch er. . . . Knie hin, bitte den Chef um Verzeihung, gelobe deinen Austritt aus dem Verein. Jetzt, vor dem Winter arbeitslos werden, heißt hungern und frieren. „Denke an deine Mutter“, rief es in mir. Da ermannte ich mich. Starrheit kam in meine sich beugenden Knie. Die Bitte, die mir auf der Zunge lag, blieb unausgesprochen. Ich richtete mich auf und verließ mit einem stummen Gruß das Büro, holte mir aus der Buchhaltung das Arbeitsbuch mit dem gestempelten Zeugnis: War ehrlich und fleißig und wurde lohnbefriedigt entlassen. Das Arbeitsbuch brannte in meiner Tasche und die Gedanken an den Kammer der Mutter machten mich schier wahnsinnig. Ich irrte so bis tief in den Nachmittag planlos in den Gassen herum, bis ich endlich Mut sagte, heimzugehen und der Mutter das böse Ereignis zu verkünden. Die Liebe, Gute zeigte aber wieder einmal, daß sie eine Arbeitermutter war, denn ohne den Ernst des Geschehenen zu erkennen, fand sie sich doch mutig mit der Tatsache ab und sprach mir selbst noch Mut zu, da ich wie ein Häufchen Unglück vor ihr saß.

# Gruß der Stadt.

Von R. Sch.

Endlose Straße, die hineinstürzt in den dunklen Mund der Nacht. Laternen in geordneten Abständen, schlafende Hauswände, grau und weiß. Geruch von Stahl und frisch gerührtem Zement. Gerüste eines Neubaus stiepen in die Sternengängen des fernen Firmaments. Und kaum ein Mensch, der mir begegnete. Tauchte ein Schatten auf, dann in unbegreiflicher Eile, wie in Angst vor dem lastenden Schweigen der großen Avenue. Und die Schatten gingen hastig um die korrekten Straßenecken und verschwanden in den Spalten des Häusergebirges.

Ich kam vom Hafen herauf, über dem ein giftiger Nebel lag. Das große Schiff war mit Sirenengeheul aus dem Pier gefahren und landete vom nahen Ozean schwache Abschiedsrufe an die schlafende Riesenstadt. Die wenigen Taxen am Pier waren besetzt davongefahren, so daß mir nichts übrig blieb, als die große Avenue herunterzuwandern, bis ich einem Wagen begegnete.

Selten kam ich in diesen Stadtteil, der etwas Gespenstiges, Furchterweckendes hatte. Brachte der Wind nicht wimmernde Klageklänge herüber, warf er nicht die Schreie der Mißhandelten, die Hilferufe der Gequälten, erstickte Sehnsucht der Einsamen in die leuchtenden Straßen des Stadthergens hinüber? Auch die Fenster schloßen: hier und dort nur ein matter Lichtstreif auf den blassen Wänden, die stumm nebeneinanderstanden.

Ein heftiger Windstoß. Meine Blide wandern vom Boden, in die Straßenperspektive hinein. Frösteln überslog mich. Ich spürte, wie mein Blut zu erstarren begann. Ich beeilte meine Schritte und slog voran. Da . . . aus der Seitenstraße raschelte ein Etwas. Unwillkürlich streckte ich meine Hände nach vorn, wie in Abwehr einer unerlembaren Gefahr. Aber es war nichts . . . ein feines Papier wirbelte durch die Luft und glitt an mir vorbei. Woher diese Angst? Was barg diese geheimnisvolle Lust? Hatte die Stadt alle ihre Schrecknisse in diesen einen Stadtteil, in diese eine Straße gepackt?

Da hörte ich aus der Ferne einen Schrei. Wie, ein Schrei? Ich mußte mich getäuscht haben. Aber da kam er wieder. Langgezogen, wie Schmerzenslaut und Hilferuf. In kurzen Abständen immer wieder. Und wie in einem Sturzgarten, wenn sich die nahen Stimmen suchen, aber nicht begegnen, so kamen die Schreie bald aus der Nähe, bald von weit her.

Da wieder. Diesmal aus nächster Nähe. Ich hatte gerade eine Seitenstraße überquert, als Schritte aufklirrten. War es ein Fliehender? Schritte, Schritte . . . unausgesetzt.

Ich hielt mich im Schatten des nächsten Hauses und griff nach meiner Pistole. Ich wußte, sie war geladen. War hier keine Polizei? Was geschah hier überhaupt? Der Wind heulte um die Straßenecke. Fern verfloßen die Schreie. Stille. Dann wieder das hufähnliche Krappen. Das Pflaster hallte wieder Fieber durchschüttelte mich, unsinnige Angst. Stadtfieber. Fieber, aus den Kengsten vor den Geheimnissen der Stadt geboren. Ich kannte dies. Ich merkte, wie meine Beine schwach wurden, meine Knie zitterten. Ich riß mich voran und slog. Stadtgespenste?! Da kamen die Schritte nun regelmäßig und gehobelter wieder. Ich wagte mich nicht umzudrehen. Ein Heer von Schritten. Eine nächtliche At-

mosphäre werdenden Nebel. Es preßte mir die Kehle zusammen. Weiter, nur weiter! Der Schweiß strömte über meine Stirn. „He! He! He!“ hallte es auf.

Klopfenden Herzens blieb ich stehen, um Atem zu schöpfen. Ich zog meine Waffe aus der Tasche. Wachte er kommen. Ich würde schießen, mitleidslos. Und nun sah ich fernab eine dichte Reihe Menschen stürmen, auf mich zu. Und vor ihnen her slog jenes menschhafte Wesen. Mit erhobenen Armen. Und kam näher und näher auf mich zu.

Da . . . unter der Laterne schien dies Geschöpf sich zu befinden. Im Zwielficht von Nebel und Licht erkannte ich ein bligendes Messer, langschäftig. War da nicht Blut? Keine zehn Schritte trennten mich von der Gestalt.

Kräftiger hallten die Schreie der Verfolger durch die auslebende Straße. Plötzlich öffneten sich Fenster und verstörte Gesichter mit umschleierten Augen lehten sich über die Sims. Aus den Türen traten Menschen und klammernten sich schen aneinander. Ich hielt die Pistole auf den Mann gerichtet, der nun näher und näher kam —. Ich sah — o Entsetzen — Schaum aus seinem Munde treten, sah qualvoll geöffnete Augen, einen verzerrten Mund und . . . Blut.

Schüchtele, Männer und Frauen, jagten durch die drohende Straße, die zu gespenstischem Leben erweckt wurde. „Bleib stehen oder ich schieße!“ hallte es im Takt. Vorgebeugte Leiber stiepen pfeilschnell nach vorn. Revolvermündungen kamen heran.

Jenes schwanternde Menschenphantom bewegte sich mit mühsam hochgehobenen Armen

auf mich zu. Jetzt, dachte ich, jetzt wird er zustößen. Jetzt wird es geschehen. Jetzt werde ich schießen.

Und wirklich warf sich der Mann gegen mich, in dem Augenblick, da ein kurzer Knall die schütterte Luft durchpfliff. Der Mann vor mir slog dumpf auf den Boden und röchelte. Hatte ich geschossen? Meine Hand zitterte. Ich sah in einer Art Neugier auf die Mündung meiner Pistole, die . . . Rauch war. Nein, ich nicht, ich nicht! Bedor Polizei und Verfolger herankamen, beugte ich mich zu dem seltsamen Manne nieder und betrachtete sein blaßes, blutbespritztes Gesicht. Ein wunderbares Lächeln spann sich über das erbleichende Antlitz, traumhafte Augen blickten aus dem Nebel zu mir. Menschen kamen aus den Häusern, die Polizei drängte sich heran.

„Warum haben Sie den Mann erschossen?“ fragte ich.

„Er hat fünf Leute niedergestochen. Es ist ein Amokläufer!“

„Aber . . .“ wollte ich einwenden.

„Zeit Wochen wütet er in dem Stadtteil“, erklärte man mir, während die Polizeimannschaft den sterbenden Mann dort wegtrug, „er hat im ganzen an zehn Frauen umgebracht!“

„In dieser Straße, wo kein Mensch zu sehen ist?“

„Hier!“ — Man besprach das aufregende Ereignis und ging weiter. An der Laterne standen noch einige, die mit glänzenden Augen auf einen Blutsied starrten, der am Boden flehte.

Ich blickte herab und sah ein Stück Papier auf dem Pflaster. Ich hob es auf und las es im Weiterschreiten. Mit unsicherer Hand war darauf geschrieben: . . . „dafür man mich umgebracht!“

# Blumen für Marietta

Von D. Pippa.

Die kleine Gasse des Villenviertels lag still. Der junge Mann warf vorsichtig spähende Blicke nach allen Seiten. Weit und breit regte sich nichts und er trat aus dem Gebüsch heraus. Lächelnd roch er an den gestohlenen Blumen, die einen wahrhaft betörenden Duft ausströmten. Er war jetzt wieder die Ruhe selbst und keine seiner Bewegungen verriet die Erregung der letzten Minuten.

Ein kleiner Zaun umschloß den Garten. Peter übersprang ihn leicht und schritt gemächlich die Quallengasse hinunter, inmitten duftender Gärten. Lächelnd betrachtete er immer wieder den Blumenstrauß, den er für Marietta im Garten einer fremden Villa gepflückt hatte. Diebstahl?! — Peter machte sich deswegen nicht viel Kopfzerbrechen.

Es war gerade sechs Uhr, als er die Straßenbahn erreichte. Für acht Uhr war er mit Marietta auf der Terrasse des Cafés Valinth verabredet. Er wußte noch wenig von ihr. Nur ihren Namen — Marietta — und ihr Lächeln kannte er. Vor einer Woche hatte er sie im Stadtpark kennen gelernt. Sie war groß und blond . . . „und sicher wird sie sich mit den Blumen freuen!“ dachte Peter. „Alle blonden Frauen lieben Blumen. Marietta werden sie besonders gut stehen.“

Peter fuhr in seine Wohnung und zog sich für den Abend um. Um halb acht sah er bereits auf der Terrasse des „Valinth“ und wartete auf Marietta. Vielleicht kommt sie etwas früher! — Der Blumenstrauß lag vor ihm auf dem Tisch.

Gelangweilt blickte er auf die belebte Straße hinaus. Es wurde acht und sie war noch immer nicht da. Ungeduldig ließ er sich Zeitungen kommen und blätterte zerstreut in ihnen herum.

Endlich — um halb neun Uhr — kam sie. „Verzeihen Sie meine Verspätung — ich wurde aber durch einen unvorhergesehenen, unangenehmen Zwischenfall aufgehalten.“

Peter blickte sie fragend an, wollte aber nicht indiskret sein. Wortlos küßte er ihre Hand und reichte ihr die Blumen.

„Für Sie, Marietta!“

Ein Ausdruck von Freude erschien auf ihrem Gesicht, wich aber sofort einer leisen, nachdenklichen Trauer.

„Ich habe Kopfschmerzen“, sagte sie. Wieder fiel ihr Blick auf den Blumenstrauß. Jetzt stunkte sie.

Von dem Kaffee, den ihr der Kellner gebracht hatte, trank sie nur hastig einen Schluck. Dann stand sie auf: „Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß nur schnell meine Freundin anrufen. Beinahe hätte ich vergessen.“

Als sie nach einigen Minuten wieder an den Tisch zurückkam, lächelte sie. Endlich brachte Peter das Gespräch in Gang. Er erzählte ihr, wie oft und sehnsüchtig er in der einen Woche an sie gedacht hatte. Sie griff nach dem Blumenstrauß und armete tief seinen Duft ein. Das Gesicht schien ihr Freude zu machen. Sie war guter Laune.

Die Kapelle begann zu spielen. Marietta sah den Tanzenden zu.

„Wollen wir auch tanzen?“ fragte Peter.

„Später.“

Peter ärgerte sich ein wenig. Er hatte sich sehr auf den Tanz gefreut. Auf den Tanz mit ihr. Ueberhaupt schien ihm Marietta heute etwas sonderbar und trotz ihrer guten Laune reichlich nervös. Bewegt sah er sie an . . .

Ein großer breitschultriger Herr stand mit einemmal an ihrem Tisch. Mit gesenkter Stimme wandte er sich eindringlich an Peter:

„Folgen Sie mir! Im Namen des Gesepes erkläre ich Sie für verhaftet.“

Peter stand auf. Aus seinem Gesicht war jede Farbe gewichen. „Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Sie werden es bald erfahren.“ Und zu Marietta gewendet bat der Detektiv: „Wollen Sie uns, bitte, auch begleiten, gnädige Frau.“

Er winkte noch einen Herrn an den Tisch. Peter zahlte und sie schickten sich an, das Kaffeehaus zu verlassen, als Marietta zu dem Tisch zurückging und den liegengelassenen Blumen-

strauß mitnahm . . .

Peter Klamm war geständig. Das geraubte Geld und die Schmucksachen fand die Polizei noch am selben Abend in seiner Wohnung.

Als der Inspektor am nächsten Morgen Frau Marietta die Wertgegenstände zurückgab, gratulierte er lächelnd.

„Gnädige Frau, ein so eigenartiger Fall ist mir in meiner langjährigen Dienstzeit noch nie unterlaufen: Das Rendezvous mit dem Einbrecher, der, ohne es zu wissen, wenige Stunden vorher Ihre Wohnung ausgeraubt hat!“

„Ja,“ erwiderte Marietta lächelnd. „Ich wäre auch nie auf diese Idee gekommen. Aber die Blumen aus meinem Garten erkannte ich sofort. Sie haben einen eigenartigen, wunderbaren Duft, den ich nicht vergessen kann. Ich liebe meine Blumen.“

## Wunder auf dem Meeresgrund.

Wovon leben die Feringe? — Wie man das Alter der Fische feststellt. — Der Seeestern als Feind der Auster.

Überall da, wo die See grün ist, da lebt sie in unzähligen Formen. Da schweben in den Wassern die kleinen, hellgrünen Pflänzchen, die die Ernährung für alles Leben des Meeres sind. In vielen Arten und Gestalten kommen sie vor, kleine Kügelchen mit langen, feinen Fäden zum Fortbewegen, schmale, längliche Blättchen mit einem Panzer grauer Kieselshalen. Unter dem Einfluß des Sonnenlichts vermögen diese Pflänzchen ein einziges Stärkekörnchen zu bilden, ein winziges Körnchen, das nur bei vielfacher Vergrößerung im Mikroskop wahrzunehmen ist. Aber seine Bedeutung ist enorm. Es bildet den Aufbaustoff für alles tierische Leben im Meer. So ahnt man, in welchen Unzahlen das Pflänzchen existiert. Es gibt darüber eine genaue Rechnung. In einem Liter Nordseewasser wurden ihrer 60.000 gezählt. Und jedes Pflänzchen spaltet sich am dritten Tage seines Lebens in zwei, jedes Pflänzchen zeugt so im Jahre fünfzig Generationen, und jeder Nachkomme spaltet sich wieder nach drei Tagen.

Diese Beobachtungen, die man im Aquarium des Helgoländer Forschungsinstituts für Meereskunde machte, veranlaßten einen fleißigen Rechenkünstler zur mathematischen Lösung. Er kam zu dem Resultat, daß ein kleinstes Schwebepflänzchen der Nordsee, deren in einem Liter 60.000 existieren, genau 379 Billionen Nachkommen in einem Jahre hat. Erst in diesen Unmengen gewinnt das eine mikroskopische Stärkekörnchen eine Bedeutung.

Ja, bei einer solchen Vermehrung müßte aber die ganze Nordsee am Ende ein fester grüner Klumpen werden! Nein, die gleichen Unmengen, die täglich erzeugt werden, werden auch täglich verzehrt. Allerkleinsten Tierchen, Meerleuchtflüßlerchen, Krebse leben nur von den Schwebepflänzchen. Ihrer gibt es im Meer wieder eine solche Anzahl, daß sie der Vermehrung der Pflänzchen die Waage halten. Sie erreichen die Größe zwischen 1/2 und 1 Millimeter. Ein Pärchen zeugt im Jahre etwa drei Milliarden Nachkommen. In einem Kubikmeter Nordsee leben etwa 50.000 Exemplare nur von einer Art dieser kleinen Krebse. Eine Ausrechnung ergab das Resultat, daß auf einer Quadratmeile Nordsee in der Nähe von Helgoland, auf zwanzig Meter Tiefe berechnet, etwa 30.000 Zentner dieser Tierchen leben. Und jedes Pärchen hat drei Milliarden Nachkommen im Jahr.

So ist der Kreislauf des Lebens im Meer, daß von diesen Krebse ein anderes Tier lebt, der Fering, der — auch das hat man genau beobachtet und errechnet — in drei Tagen 70.000 solcher Krebse verzehrt. Fortlaufend fließen sie mit dem Meerwasser in seinen Rachen, verschlingen sich vor den Kiemen in seinen Pärchen und werden verschluckt.

Man hat interessante Versuche mit der Scholle angestellt. Vom Helgoländer Forschungsinstitut wurden nacheinander etwa 20.000 Schollen gefangen, genau gemessen die Größe, die Breite, die Höhe, das Gewicht festgesetzt usw. Darauf wurden sie markiert, man gab ihnen einen Zeichen mit Nummer und Name des Instituts mit auf den Weg. Ueber die Beobachtungen, die man vorher angestellt hatte, wurde Buch geführt. Es gibt eine Abmachung der internationalen Seefischerei, wonach jeder Fischer, der bei seinem Fang einen solchen markierten Fisch findet, verpflichtet ist, ihn an das abendende Institut zurückzuschicken. Die Post befördert diese Sendung kostenlos, das Institut zahlt außer dem doppelten Gewichtspreis noch eine kleine Prämie.

Bis heute, Jahre nach der Aussetzung, ließen etwa 11.000 dieser Exemplare ein. An den toten Fischen konnten nun eingehende Studien gemacht werden. Die Längenverhältnisse konnten mit den ehemals gebrauchten verglichen werden, ebenso Gewichtszunahme.

Eine besondere Entdeckung, die man bei dieser Gelegenheit machte, ermöglichte noch genauere Erkenntnisse. Man fand einen Knochen, der in Jahresringen wächst, so konnte man, ähnlich wie bei den bekannten Baumringen, das Alter aus dieser Knochenbildung ablesen. Und, da diese einzelnen Ringe sich im gleichen Verhältnis entwickeln, wie der ganze Fisch, also bei größerem Wachstum größere, bei geringerem kleinere Ringe sich bilden, so konnte man die jährliche Gewichtszunahme aus der Größe der Ringe erkennen.

Manche wieder eingefangenen Tiere waren bis dreißig Jahre alt. Etwa die letzten zwanzig Ringe waren im Verhältnis zu den ersten zwei bis zehn ganz verschwindend klein, ein Zeichen, daß der Fisch in den letzten zwanzig Jahren kaum an Gewicht und damit an volkswirtschaftlichem Wert zugenommen hatte. Andererseits erkannte man daraus aber auch, daß es unrentabel wäre, die Fische schon vor ihrem achten

## Nie wieder Krieg!

Es reitet der Tod auf einem Gerippe und mäht und mäht mit grausamer Hand

Ranonen donnern,  
Kafeten blitzen,  
Granaten heulen,  
Tanks rollen herein.  
Gaschwaden senken  
sich tief auf die Erde,  
und keine Rettung  
gibt's vor dem Tod.  
Es liegen Leichen  
in jedem Trichter,  
Fleischstücken kleben  
an jeder Wand.  
Ein großes Norden  
von Graben zu Graben.  
Der Himmel speit Flammen,  
die Hölle ist hier!

Du hältst reiche Ernte, Gebatter Tod!  
Dein hären Gewand ist von Blute rot!

Wofür?

Frauen, wollt ihr wieder eure Kinder opfern?  
Männer, wollt ihr wieder hingeschlachtet werden?  
Söhne, wollt ihr wieder eure Zukunft geben für ein Nichts?

Nein, wir wollen leben, uns nicht töten lassen!  
Niemand wieder wollen wir die Waffen heben  
gegen Brüder!

Nie wieder Krieg!

Hellmut Flieg.

Lebensjahre zu fangen, da sie gerade in diesen Jahren am stärksten wachsen. Würde man auf Grund solcher Forschungsergebnisse allgemeingültige Gesetze für die Fischerei aufstellen können — noch sind die beteiligten Länder in dem Punkte nicht einig —, so läme man damit einer rationellen Meereswirtschaft um einen Schritt näher.

Ein anderes Beispiel aus der Austerzucht: Seit Jahren machte sich ein Rückgang der Erträge aus den Austerbänken empfindlich bemerkbar. Nicht nur, daß die früheren Mengen nicht mehr gefangen werden konnten, sondern die gefangenen Muscheln waren zu einem beträchtlichen Prozentsatz leer.

Bis man eines Tages im Aquarium folgende interessante Entdeckung machte: Ein Polyp, der sogenannte Seeestern, hielt eine Austermuschel fest umschlossen. Nach etwa einer halben Stunde gab die Muschel nach, öffnete sich und der Seeestern verzehrte die Auster. Wenn man bedenkt, daß es dem Menschen nicht möglich ist, eine lebende Auster aufzubrechen, so ahnt man, mit welcher Kraft der Polyp auf die beiden Schalen der Auster einwirkt, bis es ihm gelingt, die außerordentlich starken Muskeln dieses Tieres zu erlahmen.

## Eierkonfervierung bei den Chinesen.

Das Huhn wird in China seit mehr als 3000 Jahren als Haustier gehalten und dementsprechend sieht auch die Geflügelzucht auf einer sehr hohen Stufe. Die ausgebreitete Hühnerhaltung bringt naturgemäß auch einen sehr großen Anfall an Eiern mit sich, und so sind in China eine Anzahl von Verfahren in Anwendung, welche es gestatten, die Eier zu konservieren und sie selbst jahrelang genießfähig zu erhalten.

Die eine dieser Methoden besteht darin, daß die Eier in ein Gemisch von Salz, Lösserde und Reisstroh eingebettet werden; mit dieser Umhüllung werden sie dann in irdene Krüge gepackt, die luftdicht verriegelt werden. Diese

Konserverierungsmethode ist sehr gut brauchbar, die Eier erhalten sich sehr lange Zeit ganz unverändert und kommen auch in diesem Zustande als sogenannte „Salzeier“ auf den Markt.

Eine zweite Art der Eierkonservierung ist die Verwendung von Kaltwasser. Die Eier werden in sehr gut abgedichteten Gruben eingelegt und mit Kaltwasser übergossen; diese Gruben werden schließlich wieder mit einer Erdschicht überdeckt. Bei Anwendung dieser Methode, die eine besonders lange Haltbarkeit der Eier gewährleistet, erstarrt der Ei-Inhalt und nimmt eine schwarzgrüne Färbung an. Die Haltbarkeit dieser Eier ist fast unbegrenzt und sie werden im Lande als besonders wohlschmeckend angesehen. Und diese Methode der Eierkonservierung ist auch schuld daran, daß den Chinesen eine besondere Vorliebe für saule Eier angedichtet wurde.

### Wißt Ihr schon? . . .

In Moskau muß man zehn Rubel Strafe zahlen, wenn man einen Arzt unnötigerweise rufen läßt.

Ein Fußgänger verbraucht den genaueren Berechnungen nach dreimal so viel Energie wie ein Radfahrer, der die gleiche Strecke zurücklegt.

Mehr als die Hälfte der Süßwasser-Areale der Welt befindet sich innerhalb der Grenzen Kanadas.

Wie schädlich der Rauch den Bewohnern der Großstädte ist, wird durch die Tatsache bewiesen, daß er 42 Prozent des Sonnensichtes ausschließt.

Eine Spinne ist im Verhältnis zu ihrer Größe siebenmal so stark wie ein Löwe.

Die höchste Woge, die man auf dem Ozean gemessen hat, war 37 Fuß hoch.

Alle Vögel außer den Eulen legen beim Schlafen den Kopf nach hinten über die Flügel. Die Eulen lassen einfach den Kopf zwischen die Schultern sinken.

Jedem Laien gilt der Niagara-Fall als einer der größten Wasserfälle der Welt. Und doch gibt es in British-Guinea einen Wasserfall, der fünfmal so hoch ist wie der Niagara, nämlich der Zaietua-Fall. Es ist berechnet, daß dieser Fall eine Kraftmenge von über zwei Millionen P.S. repräsentiert.

### Chaplin an Hitler.

Vor einigen Tagen erhielt Hitler einen Brief von Charlie Chaplin:

Lieber Hitler!

Daß Sie meinen Schnurrbart tragen —

gut.

Daß Sie so berühmt sind wie ich — auch

gut.

Daß man Sie immer auf der Leinwand

sehen kann, wie mich — meinethwegen.

Aber daß die ganze Welt über Sie ebenso

lacht wie über mich — das wurmt mich

(A. St. in „Aktion“.)

### Weiteres.

Witze, die man sich in Deutschland zulüsterl.

Hitler besucht eine Irrenanstalt. Er fragt einige Kranke: „Wißt Ihr, wer ich bin?“ Schweigen und Kopfschütteln. „Ich bin doch Adolf Hitler. Ich habe alle Macht. Ich bin so mächtig, wie der liebe Gott.“ Mitleidiges Bächeln der Kranken. Einer antwortet: „Ja, ja, so hat es bei uns auch angefangen“

**Berechtigte Warnung.** Der arme Joseph Göbbels hat Pech: die Schnauze ist ganz gewiß aus Berlin, aber das Gesicht, das Gesicht . . . weiß der Kuckuck, von woher das Gesicht ist. Da sollte also einmal Göbbels im Berliner Sportpalast eine Rede halten. Da sich Frau Magda, Joseph Göbbels' Frau, den bekannten blauen Mercedeswagen ihres Mannes gerade für diesen Abend ausgeborgt hatte, mußte er sich ein Taxi nehmen. Beim Sportpalast angekommen, entlohnt Göbbels den Chauffeur und gibt zwei Mark Trinkgeld. Von dieser Noblesse sichtlich gerührt, meint da warnend der Chauffeur: „Sehen Sie acht, Männchen! In den Sportpalast gehn Sie heute lieber nicht hinein, da spricht doch Jöbbels. Juden ist der Eintritt verboten!“

**Das Horst-Wessel-Lied.** Eine Firma in Berlin machte Reklame für ein neuartiges Badesalz. Sie stellte eine Badewanne in das Schaufenster und setzte in das vom Badesalz undurchsichtige Wasser ein niedliches Mädchen. Eine glänzende Reklame-Idee war das. Schwärme von Männern belagerten das Fenster, deren sehnüchtige Hoffnung es war, daß die Kleine in der Wanne doch einmal ein bißchen mehr von sich sehen lassen werde. Diese Hoffnung trug, die Kleine sah in ihrer Wanne, plätscherte herum, lachte und dachte nicht daran, so zu wollen wie die Leute draußen wollten. Da hatte ein Nazi einen Einfall. Laut und kräftig begann er das Horst-Wessel-Lied zu in-

tonieren. Augenblicklich stand alles stramm. Der Nazi unterbrach sich für einen Augenblick: „Was ist denn, Frolein“, rief er, „niffsteh'n sefalligst, wenn wa den Horst Wessel bring'u!“ — Und das Mädchen stand auf. Stand auf und legte die Hände an die Hosennähte, die Männer standen draußen, treudentisch und bieder, guckten und fangen dabei und fangen . . . Am andern Tag stand in der Zeitung: „Große nationale Kundgebung gegen jüdisches Warenhaus! Unabsehbare Menschenmenge singt das Horst-Wessel-Lied.“

**Entreue im Himmel.** Adolf Hitler ist gestorben und kommt in den Himmel. Er trifft den lieben Gott und stellt vor: „Geflatten: Hitler, deutscher Reichstanzler.“ — „Sehr erfreut,“ erwidert der liebe Gott und stellt sich seinerseits mit vollem Titel vor: „Gott, der Gerechte.“ Da tritt Hitler einen Schritt zurück und schnarrt: „Bardon — mit Juden verlehre ich nicht.“

**Geflüster im Dunkel.** Adolf Hitler ging eines Abend unbekannt und ohne Begleitung in ein Berliner Kino. Das Kino ist halbleer, ein paar Liebespaare sitzen in den Logen, ein Dutzend SA-Leute steht als „Saalschutz“ in den Seitengängen. Als die Ufa-Rosenjau das Bild des Herrn Reichstanzlers bringt, steht alles auf, nur Hitler allein bleibt in edler Selbstbeiseidenheit sitzen. Da flüstert es hinter ihm: „Mensch, sieh doch auf, die SA schlägt dir sonst dot. Zählt sich doch nicht aus wegen dem blöden Adolf!“

### Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourkarte beizulegen, bei Teplitz-Schönau.

#### Schachaufgabe Nr. 146.

Von W. A. Shinkman † (American Chess World 1929).

Schwarz: Kc4; Lh1; Sb2, d7; Bb4, b5, d6, e5, e6, g3 (10).



Weiß: Kc4; Db3; Lf1, g1; Sd5 (5).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 143: Lg5-h7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Dinnebiel Emil, Tetschen; Oßbert Ernst, Domina; Döhnert Max, Tischen; Böhm Heinrich, Jonsbach; Fritsch Anton und Hieke Josef, Markersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Hyna Josef, Hostomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosseditz, Pöpperl Leo, Auperschin; Triltsch Gustav, Wisterschan; Swoboda Josef, Nechwalitz; Wendler Franz, Kleische.

#### PARTIE Nr. 41.

Gespielt um die Kreismeisterschaft 5. Brett am 18. Juni 1933 in Aussig a. L.

Weiß: Wenzel Kfenek, Komotau. Schwarz: Rudolf Dittrich, Warsdorf.

Philidor's Springerspiel.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 d7-d6
- 3. d2-d3

Für jene, welche einem bestimmten Plan folgen, empfehle ich 3. d2-d4; d3, Lc3 sind einfache Entwicklungszüge, während d4 konsequent die Eroberung des Zentrums betreibt. 3. . . e5xd4? dieser Zug ist ein doppelter Fehler, einmal räumt er ohne Widerstand dem Gegner das Zentrum, dann schenkt er ihm noch ein Tempo. Schlecht ist auch 3. . . Lg4, da nach 4. dxc4, Lxc3, 5. Dxc3, dxc4 Weiß einen günstigen Abtausch erzielt mit Tempogewinn. Auf 3. . . e5xd4 ist 4. Dd1xc4 am stärksten! Die frühe Entwicklung der Dame ist hier deshalb ohne Nachteil, weil die Dame diesen Posten behaupten kann. Z. B. Sd5-c6, 5. Lb5, Ld7, 6. Lxc6, nm nicht die Dame wegziehen zu müssen.

- 3. . . . . Lf8-e7
- 4. Sb1-c3 Lc8-g4
- 5. b2-h3 Lg4xh3
- 6. Dd1xc3 Sg5-f6
- 7. e2-e4! h7-h6
- 8. Lc1-d2 Sd5-c6
- 9. Sc3-e2 d6-d5

Fördert nur den Weißen, weil nach Abtausch die große Diagonale für den Königsläufer geöffnet wird, es wird immer noch zu sehr die Felderfreiheit unterschätzt.

- 10. e4xc5 Dd5xc5
- 11. Df3xc5 Sd6xc5
- 12. Lf1-g2 Sd5-b4

Eine trügerische Hoffnung, Weiß tauscht nicht, um mit dem König auf d2 zu gehen, sondern zieht gleich auch d1 in der richtigen Erkenntnis, daß der Springer b4 sich dort nicht halten kann, und kommt immer noch zurecht, die Turmlinie frei zu machen.

- 13. Kc1-d1 Td8-b8

Mit dem Positionsspiel ist es zu Ende, Td8 oder b8-d8 hätten dem Springer Rückzug nach d5 gestattet, so muß er eine unschöne Randstellung beziehen auf lange Zeit.

- 14. a2-a3 Sb4-a6
- 15. Lg2xc6 b7xc6
- 16. b2-b4 0-0
- 17. h3-h4 f7-f6
- 18. Se2-g3 c6-c5
- 19. e2-c3 c7-c6
- 20. Sg3-f5 Td8-e8?

Tb8-b7 hätte alles gedeckt.

- 21. Sf5xc7 Te8xc7
- 22. g4-g5 f6xc5
- 23. h4xc5 h6xc5
- 24. Ld2xc5 Te7-c6

Auf der f-Linie ist er viel wirksamer, deckt zudem a7 und e7. Bauer e5 kann mit Tb-e5 gedeckt werden, event. später auch mit Tf7-f5

- 25. Kd1-e2 Tb8-b7
- 26. Th1-h4 Tc6-c6
- 27. Lg5-c3 Kc3-f1
- 28. h4xc5 Sa6-e7
- 29. Th4-b4 Tb7-b6
- 30. c3-c4 Tb5xb4
- 31. a3xb4 a7-b6
- 32. Kc2-b3 Kf7-c8
- 33. Kb3-a4 Ke8-d8
- 34. Ka4-a5

Schwarz gibt auf.

Anmerkungen von Franz Hyna.